



Catherine Aurel

Grimaldi
Der Fluch des Felsens

Historischer Roman



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2018 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: bürosüd
unter Verwendung einer Illustration von bürosüd

Redaktion: Lisa Wolf

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10168-0

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Prolog

Der kleine Raniero hatte Angst vor Geistern, seine Mutter hatte Angst vor Menschen. Nicht vor allen, aber vor den Feinden, die Monaco belagerten. Auf dem Meer kreuzten Genueser Galeeren, weitere Truppen hatten alle Wege ins Landesinnere besetzt. Raniero fürchtete diese natürlich auch, aber er wollte die heimatliche Burg trotzdem nicht verlassen, schon gar nicht nachts, wenn der Himmel schwarz, das Feuer der Fackel schwach und die Geister der Toten stark waren.

Isabella Grimaldi nahm darauf keine Rücksicht. Sie packte ihren Sohn so fest am Oberarm, dass er ihre spitzen Fingernägel spürte, und zerrte ihn aus dem schwülen Gemach seines Vaters, wo sie seit Wochen auf dessen Tod warteten. Alles dort war schwer – die heiße Luft, das dunkle Brennholz neben dem Kamin, die roten Vorhänge des Himmelbetts –, nur Carlo Grimaldi, einst ein stattlicher Mann, schien geschrumpft zu sein und kaum mehr als eine Feder zu wiegen.

»Dein Vater wird sterben, das ist Gottes Wille, wir aber, wir werden leben, denn das ist mein Wille«, erklärte Isabella. »Wenn wir jetzt nicht fliehen, fallen wir in die Hände unserer Widersacher.«

Sie sagte nicht, was dann geschehen würde, aber Raniero konnte es sich denken. Die feindlichen Genuesen würden sie als Sklaven im Morgenland verkaufen, in einen ihrer finsternen Kerker werfen oder auf grausame Weise töten. Was davon am schlimmsten war, das wusste er nicht, er wusste ja nicht einmal, wohin er seinen Blick richten sollte – ob ein letztes Mal zu seinem Vater, der seit Monaten im Bett lag, seit Wochen nicht mehr selber essen konnte und seit Tagen vor sich hin dämmerte, oder lieber in den dunklen, kalten Gang. Denn dort lauerten gewiss die Gespen-

ter jener Sarazenen, die einst die hiesige Küste überfallen, die Menschen verschleppt oder sie gemeinsam mit Schweinen über die Klippen gestoßen hatten, weil sie die Menschen für gottlos, die Schweine für unrein hielten.

Nun ja, die Gestalt, die ihnen entgegentrat, hatte wenig mit einem Geist gemein. Bruder Filippus Leib war rundlich, seine Wangen rosig, und seine eigentliche Aufgabe lag darin, für die Seele des Vaters zu beten. Offenbar hielt er deren Weg ins Jenseits jedoch für nicht so bedrohlich wie den von Isabella und Raniero in die Freiheit.

»Ich werde euch zum Hafen bringen und so lange bei euch bleiben, bis ihr in Sicherheit seid!«, rief er.

Raniero erschauerte. Um den Hafen zu erreichen, mussten sie eine schmale Treppe nach unten nehmen. Ein falscher Schritt würde genügen, um von jenem steilen, fast senkrechten Felsen zu stürzen, auf dessen lang gestrecktem Plateau die Burg von Monaco errichtet worden war. Und nicht nur davor hatte Raniero Angst. Die kreisförmige Steilwand des Mont Agel, der gleich hinter der Burg emporragte und wegen ihrer Form auch Tête de Chien genannt wurde – Hundekopf –, war fast so gefährlich wie ein Geist. Zumindest hatte Ranieros einstige Amme erst kürzlich behauptet, dass jener Hund dann und wann erwachen, sein riesiges Maul aufreißen und alle Menschen in der Nähe verschlingen würde, auf dass auch sie versteinerten.

Als sie ins Freie traten und die kühle Nachtluft sie traf, hielt Raniero unwillkürlich den Atem an und lauschte, ob ein bedrohliches Knurren zu hören war. Doch der Berg blieb stumm, und das Einzige, was zu Stein zu werden schien, war Ranieros Herz, das schmerzhaft gegen seinen Brustkorb schlug.

»Beeil dich«, rief Isabella Grimaldi und hieb ihre Nägel noch tiefer in den Oberarm ihres Sohns, als sie ihn von der Burg weg und an einen Olivenhain entlang geradewegs zum dunklen Abgrund führte. Bald spürte er keinen Schmerz mehr. Seine Arme schienen so taub zu werden wie die Lippen, nur die Füße konnte er noch fühlen, und mit denen nahm er beharrlich Stufe für Stufe, die man einst an geheimer Stelle in den Felsen

gehauen hatte. Bruder Filippo ging als Erstes, beleuchtete den Weg mit einer Fackel. Feucht vom Seewind war dieser und von einer Schicht grünlicher, stinkender Algen überzogen – ein Zeichen dafür, wie oft die Gischt die schiefen, mancherorts rissigen Stufen küsste. Obwohl seine Mutter es eilig hatte, verlangsamte sie ihren Schritt, um nicht auszurutschen. Bruder Filippo verließ sich unterdessen nicht nur auf eigene Vorsicht und Trittsicherheit, er begann zu beten.

»Heilige Devota, sei uns gnädig, heiliger Nazarius, weise uns den Weg, heiliger Celsus, lass uns nicht in die Hände der Feinde fallen!«, stieß er mit gepresster Stimme aus.

Raniero betete nicht. Devota, Nazarius und Celsus waren einen grausamen Märtyrertod gestorben, was bedeutete, dass ihre Geister noch grässlicher aussehen mussten als der sieche Leib seines sterbenden Vaters.

Die letzten zwölf Stufen waren besonders steil, deswegen legte Filippo zuvor eine kurze Pause ein.

»Warum betest du nicht auch zu Herkules?«, fragte Raniero.

Filippos Schnaufen klang so gequält wie das Zischen der Fackeln. Er hob sie etwas höher, doch obwohl in der Ferne das Knattern ihrer Segel zu hören war, konnte man von hier aus die feindlichen Galeeren nicht sehen.

»Herkules ist doch kein Heiliger, der diesen Felsen schützt.«

»Immerhin heißt der Felsen Monaco, so ähnlich wie Monoikos – der Beiname, den die Phönizier und Griechen einst dem Halbgott Herkules gaben.« Auch das hatte Raniero von seiner Amme gelernt.

»Ganz gleich, wie dieser Felsen heißt«, mischte sich seine Mutter nun ein, »mir würde es genügen, wenn der Name Grimaldi für Macht und Reichtum stünde, nicht für Tod und Niederlage ...«

Bruder Filippo sah sie mitleidig an. »Solange du einen Sohn hast und dieser lebt, gibt es Hoffnung, dass aus dem nunmehr kleinen, schmutzigen Namen wieder ein angesehener, großer wird. Nun kommt!«

Mochten die tausend Augen der Nacht sie auch noch so bedrohlich anstarren – keines hatte die Macht, sie zum Stolpern zu bringen. Wenig später hatten sie es heil bis zum Hafen geschafft, und Raniero erinnerte

sich an das letzte Mal, als er hier gestanden hatte – im Sonnenschein und an der Seite seines Vaters, dessen Haar noch kräftig, wenngleich bereits grau gewesen war. Damals hatte Carlo Grimaldi Richtung Westen zu Monacos Felsen gedeutet, Richtung Osten zum Cap Martin und Richtung Norden zum Fuß des Gebirgspasses von La Turbie. »Die Mauern unseres Reiches«, hatte er erklärt, »wurden nicht von Menschenhand erschaffen, sie wurden von Gott erbaut.« Und Raniero, der die ganzen sieben Jahre, die sein Leben bislang währte, ausschließlich hier verbracht hatte, hatte sich sicher gefühlt, nicht verloren wie jetzt, da aus der farbenprächtigen, glitzernden Welt ein schwarzes Loch geworden war, in dem Meer und Nachthimmel ebenso zu verschmelzen schienen wie Furcht und Hoffnung. Willenlos folgte er seiner Mutter, die auf ein Gebäude mit schiefen Wänden, löchrigem Dach und quietschender Tür zuing. Stickige, faule Luft erwartete sie dahinter. Isabella ließ ihn los, fuhr mit ihrer Hand zur Nase.

»Wird uns denn kein Schiff von hier fortbringen?«, fragte Raniero.

»Gewiss, aber hier werden wir auf dieses Schiff warten.«

Sie schloss die Tür hinter sich, deren Quietschen nunmehr wie das höhnische Lachen eines Geistes klang. Das rasselnde Atmen, das diesem Geräusch folgte, erweckte wiederum den Eindruck, als würde der Geist an diesem Lachen ersticken.

Unsinn ... Geister können nicht ersticken ... weder an einem Lachen noch an einer Fischgräte ... sie sind ja schon tot ...

Nicht tot, jedoch uralte war die Frau, die sie in der Hafenspelunke erwartete. Raniero sah sie erst, als seine Mutter ihn zu einem der Tische zog, deren Beine krumm und deren Platten verklebt waren. Während die anderen bereits erloschen waren, brannte auf ihrem Tisch noch eine letzte Kerze, und die flackernden Schatten, die sie warf, machten aus dem starren Gesicht der Alten eine zuckende Fratze. Raniero stand bereits unmittelbar vor ihr, als er erkannte, dass sie doch Augen hatte, nicht bloß schwarze Löcher, und eine kleine, wohlgeformte Nase, nicht den Rüssel eines Schweins. Nur die Wangen waren auch im weichen Licht noch zerklüfteter als die Küste rund um Monaco.

»Er . . . er wird doch kommen, um uns zu retten?«, rief Isabella grußlos.

Auch die Alte grüßte sie nicht. Sie atmete weiterhin rasselnd, verkündete schließlich heiser: »Aber natürlich.«

»Warum ist er dann noch nicht hier?«

»Er muss erst einen Weg finden, um an Boccanegras Galeeren vorbeizukommen.«

»Und wenn ihm das nicht gelingt?«

Die Alte zuckte die Schultern. »Ich fürchte, diese Angst kann ich dir nicht nehmen. Solange du lebst, wirst du Angst haben, desgleichen wie sich eine Kerze im kalten Wind windet, solange sie brennt. Nur der Rauchfaden, der emporsteigt, wenn sie erloschen ist, zittert nicht.«

An der Alten selbst zitterte lediglich die Stimme, ansonsten schien sie nicht einfach nur dazuhocken, sondern fest mit der Bank verwurzelt zu sein.

Ranieros Mutter ließ sich nicht weit von ihr entfernt ebenfalls auf eine Bank fallen, obwohl auf dieser keine Seidenkissen lagen wie auf der Burg, nur Staubflocken, Muschelschalen und abgenagte Knochen. Bruder Filippo setzte sich nicht, er ging auf und ab, betete wieder zu allen Heiligen Liguriens und verfluchte dann und wann Simone Boccanegra, den Dogen von Genua und Erzfeind von Carlo Grimaldi, der sie in diese schreckliche Lage gebracht hatte.

Raniero lugte scheu zur Alten.

»Komm näher, Junge«, sagte sie, und ihr Kichern klang rasselnd wie der Atem, »ich beiße doch nicht, ich habe viel zu wenig Zähne dafür. Schon die Schale eines Apfels wäre mir zu dick.«

Nun, ihre gelblichen, spitzen Fingernägel waren gewiss scharf genug, eine Apfelschale zu durchdringen, doch ihre Hände lagen ruhig auf der Tischplatte, und als sich ihre Augen weiteten, erkannte Raniero, dass sie von einem warmen Haselnussbraun waren. Der Blick, wach und neugierig, war das Einzige, was an dem Weib jung zu sein schien.

»Wer wird kommen, um uns zu retten?«, fragte er. »Und wer bist du?«

Wieder dieses Kichern. »Ich gebe dir einen guten Rat, Junge. Einem alten Menschen solltest du nie zwei Fragen auf einmal stellen, wenn du dir zumindest eine Antwort erhoffst.«

Raniero überlegte, welche Antwort ihm wichtiger war, und dabei fiel ihm eine noch dringlichere Frage ein: »Heute Morgen habe ich eine Magd belauscht. Sie sagte, dass die Grimaldi verflucht wären, dass nur deswegen die Feinde hier sind und meinem Vater alles zu nehmen drohen, was er erkämpft hat. Ist das wahr?«

In den braunen Augen blitzte es – jedoch zu kurz, um Spott oder Schmerz zu verraten. Danach beugte sich die Alte tief über die Flamme, als gelte es, eine Maske zum Schmelzen zu bringen.

»Einst hat ein Grimaldi – dein Großvater, dessen Namen du trägst – eine schreckliche Sünde begangen«, murmelte sie, »und es heißt, dass die Grimaldi seitdem kein Glück in der Liebe finden würden. Aber ist das Glück, das die Liebe schenkt, nicht für jedermann flüchtig? Und ist es womöglich kein Fluch, vielmehr Gnade, nicht lieben zu können? Ach herrje. Ich bin so alt – und verstehe so wenig von der Liebe wie du.«

»Er versteht auch nichts vom Tod«, mischte sich Isabella ein, »und dennoch fürchtet er ihn. Wann ... wann kommt er denn endlich?«

»Wenn diese Kerze heruntergebrannt ist.«

Die Kerze war lang, aber dünn. Tränen aus Wachs perlten auf die Tischplatte, verschmolzen mit den Flecken, die andere hinterlassen hatten, und bezeugten, wie viele Nächte die Alte hier gesessen und einer Kerze beim Flackern zugesehen haben musste. Raniero war plötzlich so müde, dass er den Schmutz nicht länger scheute. Während sich seine Mutter erhob, unruhig wie der Mönch die Spelunke durchquerte und abwechselnd betete und fluchte, ließ er sich auf die Bank fallen.

»Du setzt dich, das ist gut«, sagte die Alte. »Du wolltest schließlich wissen, wer ich bin ... auf wen wir warten ... ob die Grimaldi verflucht sind ... Nun, ich heiße Giuditta, aber um auf die anderen Fragen eine Antwort zu geben, muss ich eine lange Geschichte erzählen, eine sehr lange. Ob ich damit fertig bin, bis die Kerze heruntergebrannt ist, kann

ich dir nicht sagen, aber wenn ich gar nicht erst zu erzählen beginne, werden wir das nie herausfinden.«

Raniero stützte seinen Kopf auf die Hände. Es war quälend, ihrer rauhen Stimme zu lauschen, aber in gewisser Weise auch beruhigend, denn Giuditta lockte die Geister der Vergangenheit zwar herbei, zähmte sie aber zugleich. Um das milde Kerzenlicht versammelten sich keine furchterregenden Gestalten, die heulten und mit den Zähnen klapperten – nur stumme Seelen, die dankbar waren, dass ihnen jemand eine Stimme gab.

I.

Kampf um Genua

1283-1296

Mein Vater war Lanfranco Grimaldi, meine Mutter jedoch nie mit ihm verheiratet. Sie hieß eigentlich Carlotta, aber Lanfranco Grimaldi nannte sie stets Angelotta. Er fand, dass sie mit ihren blonden Locken einem Engel glich, und er liebte es, wenn sie weiße Kleider trug.

Angelotta liebte diese Kleider nicht. Seit sie ein kleines Kind war, träumte sie davon, Purpurrot zu tragen. Leider war sie dafür in der falschen Stadt geboren worden – denn San Gimignano ist nicht nur für seine hohen Geschlechtertürme berühmt, auch für das leuchtende Safrangelb, das von einer seltenen, aber dort überreich wachsenden Krokusart gewonnen und zum Würzen, zum Heilen und zum Färben benutzt wird. Angelotta war zudem in die falsche Familie hineingeboren worden – sie war nicht die Tochter eines Tuchhändlers, der die safrangelben Stoffe bis nach Akko oder Aleppo verkaufte, sondern die eines Färbers, in dessen Werkstätten Alaun hergestellt wurde – ein Mittel, das notwendig ist, um das Safrangelb zu binden. Es ist ein mühsames Geschäft, muss man doch Alaunstein rösten und mit heißem Wasser auslaugen, bis nur mehr Tonerde und Kristalle zurückbleiben. In den Werkstätten ist es immer schwül und heiß, und die Frauen, die dort schufteten, bekommen mit der Zeit fahle, eingefallene Gesichter und husten ständig. Nur Angelotta, die ebenfalls die meisten Jahre ihres kurzen Lebens dort arbeitete, bekam in der Hitze rote Backen und hörte nicht auf, von einem purpurroten Kleid zu träumen.

Der Zufall sorgte dafür, dass sich Lanfrancos und Angelottas Wege kreuzten, so wie meist nur ein winziger Augenblick in der endlosen Kette der Zeit genügt, einen Knoten in unser Leben zu schlingen, den wir nicht mehr lösen können. Angelottas Vater Pietro machte Geschäfte mit der Familie Zaccaria, die in den Städten Smyrna und Negroponte Alaun abbaute, die Familie Zaccaria machte wiederum Geschäfte mit Lanfranco Grimaldi, der dieses Alaun mit Mastixharz aus Chios bezahlte, und so kam es, dass Lanfranco eines Tages selbst eine Lieferung von Alaunstein nach San Gimignano überwachte.

Er erreichte die große Piazza just in dem Augenblick, da Angelotta aus der heißen Werkstatt floh, einen Eimer aus dem Brunnen zog und sich ihr Gesicht mit kaltem Wasser wusch. Ihre Wangen wurden dadurch noch röter, ihre blonden Locken kräuselten sich, sodass Lanfranco sich bekreuzigte und sagte: »Ein Engel!«

Vielleicht bekreuzigte er sich auch nicht, sondern behauptete das später nur, um sich nicht eingestehen zu müssen, dass ihn bei ihrem Anblick die nackte Gier packte. In Wahrheit war es wohl nichts anderes, wieweil Lanfranco sich von besagter Gier nicht einfach übermannen ließ. Er trat zu dem Mädchen, fragte, wie sie hieß, machte aus Carlotta eine Angelotta und nannte auch seinen Namen. Von den Grimaldi hatte Angelotta noch nie gehört, jedoch von den Stoffen, mit denen in Genua gehandelt wurde.

»Ich wünsche mir so sehr ein rotes Kleid«, sagte sie zu ihm.

Lanfranco selbst war nicht in Rot gekleidet. Wie die meisten Kaufleute von Genua trug er Grau und Braun, und zu diesem Zeitpunkt – er war nicht mehr jung, in der Ehe mit einem zänkischen Weib gefangen, und seine Glieder schmerzten nach vielen langen Reisen – hatte seine Seele bereits die gleiche Farbe angenommen.

»Ein rotes Kleid?«, fragte er. »Weißt du denn überhaupt, wie Rot hergestellt wird?«

Angelotta schüttelte den Kopf, sodass Wasser über ihr Gesicht perlte, auch über ihren Leinenkittel. Das Leinen war grau, aber die Brüste, die sich darunter abzeichneten, ließen Lanfranco an saftige Äpfelchen denken.

»Rot kann man aus *grana* machen«, erklärte er, »doch diesen Farbstoff gibt es nur in Spanien, und um ihn zu bekommen, muss man ihn den Mauren stehlen. Gott behüte, wenn man den Mauren dabei in die Hände fällt. Dann machen sie einen zum Sklaven, der anstelle ihrer Esel schwere Lasten zu tragen hat.«

Angelotta fand diese Vorstellung erheiternd und lachte. Lanfranco dachte, dass so nur Engel lachen konnten, beugte sich vor und strich ihr über die Locken.

»Man kann Rot auch mithilfe von Purpurschnecken gewinnen«, fuhr er fort. »Dafür werden die noch lebenden Tiere aufgeschnitten, ihre Drüsen entfernt, diese in Salz eingelegt und später in Urin gekocht. Und danach muss man sie tagelang im Sonnenlicht rösten, bis aus dem schwachen Gelb ein Rot wird. Später wird die Farbe mit Honig fixiert.«

Angelottas Augen hatten die Farbe von Honig, aber sie hatte noch nie welchen gekostet. Auch sonst hatte sie zu wenig von der Welt geschmeckt, um die richtige Lehre aus Lanfrancos Worten zu ziehen – dass Schönheit nämlich ihren Preis hat und dass glänzender Purpur aus nichts weiter als toten Schnecken und Pisse besteht.

»Ich wünsche mir so sehr ein rotes Kleid«, sagte sie, während hinter ihr Husten und Rufe laut wurden. Die anderen Weiber verlangten, dass sie weiterschuftete. Lanfranco lächelte und versprach, ihr das nächste Mal ein Kleid mitzubringen.

Das Kleid, das er ihr schenkte, war aus chinesischer Seide, so glatt und weich wie Angelottas Haut, aber nicht rot. Natürlich war sie enttäuscht, aber sie zeigte die Enttäuschung nicht, weil sie noch nie ein so kostbares Geschenk erhalten hatte. Und na-

türlich war sie befremdet, dass Lanfranco ihr selbst dieses Kleid erst an-, dann wieder auszog, um ihren nackten Körper mit Küssen zu überschütten, aber sie zeigte auch das nicht, weil er ein reicher Mann aus edler Familie war. Im Übrigen hatte er nicht nur ein Kleid, sondern einen Sack Münzen für ihren Vater mitgebracht und diesem erklärt, dass er all sein Alaun kaufen wolle, und das zum doppelten Preis. Dass er auch die Tochter kaufen wolle, ihre Unschuld, ihren hübschen Körper, sagte er nicht laut. Pietro hätte es ohnehin überhört, lauschte er dem Klimpern der Münzen doch ebenso gerne wie Lanfranco Angelottas verschämtem Kichern, als er sich auf sie legte.

Niemand sprach darüber, dass Lanfranco in den nächsten Monaten seinen Engel immer wieder besuchte, niemand beschwerte sich, dass Angelotta nicht mehr in der Werkstatt arbeitete, niemand beklagte, dass ihre Wangen dennoch fahl wie die der hustenden Weiber wurden. Angelotta trug ein Kind in sich und musste sich selbst dann noch ständig erbrechen, als ihr Leib längst dick geworden war.

Sie würde zu schwach sein, das Kind zu gebären, prophezeite ihre Großmutter, und niemand widersprach, auch Angelotta oder Lanfranco nicht. Er besuchte sie immer noch, obwohl sie nicht länger einem Engel glich, doch falls er jetzt ein Kreuzzeichen schlug, geschah es aus Angst vor dem Tod, nicht aus Gier auf ihr Leben.

Der Tod erfüllte Angelotta ihren größten Wunsch. Sie trug ein Kleid aus heller Seide, als die Wehen einsetzten, und dieses wurde von dem Schwall Blut durchtränkt, als das Kind ungestüm auf die Welt drängte. Selbst als dieses schon an der Brust seiner Mutter eingeschlafen war, sickerte noch mehr Blut aus dem geschwächten Leib und färbte jede Faser des Kleides purpurrot. Ob Angelotta das noch sah und begriff, Welch hohen Preis man manchmal für seine Träume zu zahlen hat, weiß niemand. Jedenfalls lächelte sie, als sie ihr schlafendes Kind betrach-

tete und den heiligen Bartolo, den Stadtpatron von San Gimignano, bat, über sein Wohl zu wachen.

Lanfranco weinte bitterlich, als er von ihrem Tod erfuhr, war er doch nicht nur ein gieriger, auch ein sentimentaler Mensch. Lange weigerte er sich, das Kind überhaupt anzusehen, geschweige denn, ihm einen Namen zu geben. Erst als Angelottas Vater Pietro erklärte, dass Lanfranco für die vielen Münzen nun mal nicht nur Säcke voller Alaun und Angelotta, nein, auch ein greinendes Balg gekauft hätte, begann er, darüber nachzudenken, wie er es nennen sollte. Er kam zu dem Schluss, dass das Mädchen den Namen einer biblischen Figur tragen möge, die gleich ihm der eigenen Mutter das Leben gekostet hatte. Angelottas Großmutter, die der schwangeren Enkelin einen frühen Tod prophezeit hatte, ihrer laut schreienden Urenkelin hingegen ein langes Leben – was das üblere Geschick sei, wüsste sie nicht –, fiel allerdings niemand aus der Bibel ein, der seine Mutter getötet hatte, nur Giuditta, die immerhin Holofernes auf dem Gewissen hatte. Wäre das vielleicht ein passender Name?

»Giuditta«, murmelte Lanfranco just in jenem Augenblick, da ihm auffiel, dass der Säugling die blonden Löckchen seiner Mutter geerbt hatte. Augenblicklich verzieh er seiner Tochter, dass sie ihre Mutter getötet hatte, und beschloss, sie nach Genua mitzunehmen und dort der Obhut einer Verwandten anzuvertrauen – die Grimaldi waren so zahlreich wie mächtig.

»Giuditta«, wiederholte er, strich über ihre Locken und küsste ihre Stirn. Vielleicht machte er wieder ein Kreuzzeichen, ganz sicher liebte er sie, doch die Liebe genügte nicht, um ihr neben einem biblischen Vornamen auch einen ehrwürdigen Familiennamen zu geben. Giuditta würde niemals den Namen Grimaldi tragen.



Giuditta lebte auch niemals in Lanfrancos Palazzo in Genua. Eines der schönsten Gebäude der Stadt war dieser, eines Königs würdig: Er befand sich in der Nähe des Palazzo Pubblico, hatte eine Fassade aus schwarzem und weißem Marmor, große Glasfenster, die für lichte Räume sorgten, und einen Garten, in dem nicht nur Orangenbäume wuchsen, auch Springbrunnen, die so lieblich wie im Morgenland plätscherten. Edel war die Einrichtung aus dunklem, glänzendem Holz und leichten, samtbezogenen Daunenkissen. Doch Giuditta sah das nie mit eigenen Augen, brachte Lanfranco das mutterlose Würmchen doch nicht dorthin – seine Frau Aurelia durfte nicht wissen, dass es überhaupt existierte –, er vertraute es stattdessen Caterina Zaccaria an, der Witwe einer seiner Vettern und Mutter von Söhnen, die mittlerweile zu groß waren, als dass sie sie mit ihrer Liebe überschütten konnte. Lanfranco war darum überzeugt, dass in ihrem Herzen genügend Platz für Giuditta wäre – was er nicht ahnte, war, dass am gleichen Tag wie sie ein weiterer Bastard bei ihr ein neues Zuhause fand, den Caterina immer bevorzugte, obwohl er nicht Angelottas Locken hatte wie Giuditta, sondern ein rüdiges Fell. Besagter Bastard war ein Hund, und zwar ein überaus hässlicher: Ihm fehlte ein Ohr, ein Bein war kürzer als die anderen drei, und wenn er kläffte, klang es, als würde ein altes, zahnloses Weib heulen. Er hätte in einem Fass ertränkt werden sollen, in dem sardisches Salz transportiert wurde – seine Pfoten juckten sein Leben lang, weil sich das Salz so tief in seine Haut gefressen hatte –, doch er entkam rechtzeitig, floh erst in den Hinterhof von Caterinas Palazzo und gelangte von dort irgendwie in Caterinas Gemach.

Erst leckte er seine juckenden Pfoten ab, dann ihr Gesicht. Sie verlor ihr Herz sofort an ihn. »Wie sollen wir ihn nennen?«, fragte sie aufgeregt.

Ihre treue Dienerin Petronella, die ihr seit vielen Jahren

diente, verdrehte die Augen, weil der Hund so hässlich war, schlug aber bereitwillig den Namen »Otto« vor – immerhin war Otto Canella der Stammvater der Grimaldi und überdies ein einflussreicher Konsul von Genua gewesen.

Caterina schüttelte den Kopf, der Name gefiel ihr nicht.

»Wie wär's dann mit Grimaldo Canella?«, schlug Caterinas Mohr vor. Jeder in Genua, der etwas auf sich hielt, besaß einen Mohren, und Caterina kleidete ihren einzigen Sklaven in die ebenso edle wie kostspielige Tracht arabischer Emire. »Er war der Sohn von Otto Grimaldi«, fuhr er fort, als Caterina ihn fragend ansah, »er liebte die Macht, weswegen auch er ein Konsul war, er liebte das Reisen, weswegen er Genua als Botschafter diente, und er hatte Angst vor dem Tod. Deswegen hat er seinen Kindern das Versprechen abgenommen, dass sein Vorname künftig ihr Familienname sein sollte, sodass man ihn niemals vergesse würde.«

Caterina betrachtete den Hund. »Grimaldo Canella hat einst Verhandlungen mit Kaiser Friedrich Barbarossa geführt. Wie wär's, wenn wir den Hund Barbarossa nennen? Glänzt sein Fell nicht rötlich wie dessen Bart?«

»Was für ein Unsinn!« Petronella war die Einzige im Haus, die Caterina regelmäßig widersprach. »Das Fell glänzt nicht rötlich, dieser Köter hat schlichtweg kein Fell!«

Caterina blitzte Petronella wütend an, aber da mischte sich der Mohr ein. »Noch viel älter als Friedrich Barbarossa ist unsere Stadt Genua. Wir können den Köter Ianus nennen – nach jenem legendären Trojaner, der nach der Zerstörung seiner Heimat nach Ligurien geflohen ist, Genua gegründet und der Stadt seinen Namen gegeben hat.«

»Ianus«, wiederholte Caterina angetan. Der Name gefiel ihr, und der Hund, obwohl so hässlich, gefiel ihr auch – zumindest konnte sie mehr mit ihm anfangen als mit dem Kind, das Lanfranco ihr kaum eine Stunde später anvertraute. Den Verwand-

ten mit dem schreienden Balg wieder wegzuschicken, brachte sie allerdings auch nicht übers Herz. Ratlos betrachtete sie das kleine Mädchen, das in einem Weidenkörbchen lag und sich die Seele aus dem Leib brüllte – obwohl oder weil Ianus mittlerweile sein Gesichtchen ableckte.

»Nimm du es«, sagte Caterina hilflos zum Mohren, der prompt beleidigt erklärte, für einen Säugling zu sorgen gehöre nicht zu seinen Pflichten.

»Gib du ihm etwas Zuckerwasser«, befahl sie nun Petronella.

»Unsinn!«, schnaubte Petronella. »Davon kriegt es nur Durchfall.« Immerhin verscheuchte sie Ianus aus dem Körbchen, steckte der Kleinen erst den Daumen in den Mund, sodass es zu schreien aufhörte, und sorgte später dafür, dass es eine Amme bekam.

Aufseufzend legte sich Caterina in ihr Himmelbett aus duftendem Akazienholz. »Was für ein Trubell!«, stöhnte sie.

Dass Ianus sich wenig später am Fußende zusammenringelte, erlaubte sie gerne – nur Giuditta ließ sie niemals bei sich schlafen, auch als sie kein brüllender Säugling mehr war, sondern ein stilles, braves Mädchen.

Lanfranco kam fortan einmal im Monat, um nach Giuditta zu sehen. Er stellte bedauernd fest, dass aus den goldenen Locken der Mutter rotbraune wurden, tat aber sonst nichts, was bleibenden Eindruck hinterließ, sodass Giuditta seinen Tod einige Jahre später kaum bemerkte. Caterina bemerkte Giuditta ebenfalls kaum. Sie saß gerne auf einer Truhe in der Ecke, während Caterina, deren Leib im Alter immer unförmiger wurde, ihr riesiges Himmelbett kaum mehr verließ. Dessen Schnitzereien waren von arabischen Sklaven aus Ägypten gefertigt worden, die seidigen Vorhänge von jüdischen Sklaven aus Theben; von wem die Silberschale, die stets auf ihrem Schoß stand, stammte, war

nicht bekannt. Das Mandel- und Pistaziengebäck, das sich darin befand, buk jedenfalls die Köchin, und Caterina stopfte dieses entweder sich selbst oder Ianus in den Mund und manchmal sogar Giuditta, wenn die sich von der Truhe erhob und näher trat. Während sie Hund oder Mädchen fütterte, erzählte Caterina gerne Geschichten aus ihrer Jugend, von denen die meisten erlogten waren.

»Das Grün meiner Augen hat einmal einen Mann in den Wahnsinn getrieben«, behauptete sie an einem Wintertag des Jahres 1295, kurz nachdem Giuditta zwölf Jahre alt geworden war.

»Eure Augen sind gar nicht grün«, sagte Petronella streng. »Und der Unglückliche ist nur darum von der Mole ins Meer gestürzt und dort erstickt, weil er zu viel getrunken hat.«

Caterinas Augenlider, die sich kurz geöffnet hatten, schlossen sich wie immer, wenn sie der Lüge bezichtigt wurde, und Petronella nahm das leere Tablett, um Nachschub zu holen. Just als sie sich abwenden wollte, zerriss ein lauter Knall die Stille.

Giuditta, die noch nie einen solchen Lärm vernommen hatte, dachte zunächst, dass ihre Ohren zerplatzten. Allerdings konnte sie hinterher noch ganz genau hören, wie das Silbertablett auf den Boden krachte und wie Caterina Jesus, Maria und Johannes den Täufer anrief. Caterina richtete sich auf, was aufgrund ihres schwabbeligen Leibs eine Weile dauerte, wankte zum Fenster, was noch mehr Zeit in Anspruch nahm, rief dort nicht länger die Heiligen an, sondern stellte nicht ohne Sensationslust fest: »Vielleicht ist ein Geschlechterturm eingestürzt. Der von den Spinola ist vor vielen Jahren vom griechischen Feuer der Volta zerstört worden. Die Spinola sind kopfüber auf die Straße gefallen, und wer sich dabei noch nicht sämtliche Knochen gebrochen hatte, wurde von den Volta gemeuchelt.«

Als Giuditta zu Caterina ans Fenster trat, konnte sie nir-

gendwo einen eingestürzten Geschlechterturm erblicken. Doch als Caterina sich zurück zum Bett quälte, bemerkte sie, dass auch Ianus nirgendwo zu sehen war. Der Hund, der ansonsten nichts anderes tat, als Gebäck zu fressen und sich die Pfoten zu lecken, war verschwunden. Und er blieb es auch in der nächsten Stunde, obwohl Caterina ihn überall suchte – unter der Teppichfalte, in den Kleidertruhen, sogar hinter der Büste eines römischen Kaisers, dessen Namen sie nicht kannte und der wie alle seiner Art verrückt gewesen war.

Caterina wurde auch fast verrückt. Erst brach sie in Tränen aus, dann versetzte sie Petronella eine Ohrfeige, weil sie die Tür zu ihrem Gemach nicht geschlossen hatte, schließlich schlug sie auf die Köchin ein, die – just als der laute Knall ertönt war – Fischgräten weggeworfen und den Hintereingang offen gelassen hatte. Nur ihrem Mohren tat Caterina nichts zuleide, denn er war etwas Besonderes.

Caterina erlaubte ihm nie, das Haus zu verlassen, auch nicht, als er nun anbot, Ianus zu suchen.

»Du bist doch viel zu kostbar!«, rief sie.

Giuditta trat vor. »Ich könnte doch gehen«, schlug sie vor, woraufhin Caterina zu ihr herumfuhr und sie – zum ersten Mal seit Monaten – verdattert musterte.

»Wie groß du geworden bist!«, stieß sie aus. In ihrer Verblüfung, dass Giuditta kein Kind mehr war, verpasste sie den richtigen Augenblick, um ihr die Suche nach Ianus zu verbieten, und so also begann das größte Abenteuer in Giudittas Leben – und auch die Geschichte der Grimaldi in Monaco, wengleich an dieser Stelle noch nicht offensichtlich wird, was das eine mit dem anderen zu tun hat.

Giuditta hatte das Haus bisher nur zu zwei Anlässen verlassen: am Sonntag, um mit Caterina den Gottesdienst im Dom San Lorenzo zu feiern, und an den Marienfeiertagen, wenn sie mit ihrer ganzen *famiglia* – ausgenommen Ianus und dem Mohren – die Kirche Santa Maria di Castello besuchte. Der Weg dorthin war aber stets mit einer Sänfte zurückgelegt worden, sodass Giuditta nun zum ersten Mal Genuas Gassen betrat.

Die Häuser stehen in dieser Stadt dicht nebeneinander – wären sie Menschen, spottet mancher, würden sie sich auf die Zehen steigen –, und aufgrund der langen Schatten, die sie werfen, wirkt der Boden fast schwarz. Hätte sich Giuditta auf eines der Fässer vor dem Haus eines Weinhändlers gestellt, hätte sie einen Blick auf die mächtige, kreisrunde Stadtmauer erhaschen können oder zumindest auf eine ihrer hundert Zinnen, auf die Fassaden der reichen Palazzi oder der ärmlicheren Häuser der Handwerker. Doch sie hielt den Kopf gesenkt und einzig nach Ianus Ausschau. Obwohl die tausend fremden Stimmen in ihren Ohren wie ein Kläffen klangen, war vom Köter nichts zu sehen. Noch bedrohlicher als diese Stimmen waren die Leiber, die sie mitrissen und sie – ob sie es nun wollte oder nicht – bis zu Genuas Bühne schubsten, dem halbkreisförmigen Hafen, um den sich die Stadt gleich einem griechischen Amphitheater schmiegt.

Hier hob Giuditta nun doch den Kopf, sah das zerklüftete, bergige und jetzt im Dezember nackte Umland der Stadt, wo zwischen grünen Höhenzügen schroffe Felsen ins Meer stürzten, sah auch das Meer mit den vielen bauchigen Schiffen, deren Segel der kühle Winterwind blähte, musste dann aber einem Mann ausweichen, der ihr Mastix vor die Füße spuckte – jenes würzige Harz der Pistazienbäume, mit dem einst schon Lanfranco Grimaldi gehandelt hatte. Giuditta sprang zurück, stolperte, stand wieder auf.

»Ianus!«, schrie sie. »Ianus, wo bist du?«

Ihre schwache Stimme konnte den Lärm natürlich nicht über-tönen. Zahlreich drängten sich die Schiffe an der Mole – vor we-nigen Jahrzehnten erst errichtet, weil der Hafen zu klein gewor-den war –, und ebenso zahlreich waren jene, die die Waren von Lastenträgern entgegennahmen, anzupreisen begannen und sol-cherart bestätigten, dass jeder Genuese – lange bevor er das *Credo in Deum* kennt – die Worte *Genunesis, ergo mercator* sagt. Zumindest nennen sich die Genuesen selber *mercatores* – Kaufleute. Die Pisa-ner, seit jeher Todfeinde der Genuesen, nennen sie Piraten, und für Bauern, die das Meer nicht kennen und lieben und von ihrer Hände harter Arbeit leben, ist beides womöglich dasselbe. So oder so – inmitten der vielen Truhen und Fässer und Kisten und Ballen gab es viele Möglichkeiten, wo sich ein Hund verstecken konnte.

Giuditta suchte und suchte, ging die Mole entlang bis zum Leuchtturm, drehte um und drang bis in das finstere Hafenvier-tel rund um das Gefängnis Malapaga vor, wo nicht gehandelt, sondern bloß gesoffen wurde und wo statt werbender Schreie ein Lallen, ein Husten, schließlich das Geschrei einer zänkischen Wirtin ertönte. Der Frau wuchsen die Haare überall – aus den Nasenlöchern, am Kinn, auch am Unterarm –, nur nicht auf dem Kopf; der wurde nur von einem zarten Flaum bedeckt, gelblich wie das eines Kükens. Auch wenn sie ansonsten nichts mit einem Küken gemein hatte. Eben nahm sie einen Mann, der das Wirts-haus verlassen wollte, ohne zu zahlen, in den Schwitzkasten, so-dass seine Mütze auf den Boden segelte. Giuditta bückte sich, um sie aufzuheben, und als sie sich wieder aufgerichtet hatte, war der Mann ohne Mütze davongerannt.

»Was stehst du da rum und glotzt, Mädchen, als wolltest du mir alle Barthaare ausreißen?«, fuhr die Wirtin sie an.

»Ich ... ich suche einen Hund ...«

»Einen Hund habe ich nicht gesehen, aber besoffene Köter gibt's hier jede Menge ...« Aus der Taverne kam lautes Grölen.

»Die Männer sind so früh betrunken?«, fragte Giuditta entsetzt.

»Für sie ist es nie zu früh, immer schon zu spät, sich zu besaufen. Der einzige nüchterne Mann, der jemals meine Taverne betreten hat, war ein Gelehrter namens Raimundus Lull. Er wollte nach Afrika reisen, um mit den Heiden über Gott zu sprechen, aber am Ende verließ ihn der Mut, und anstatt aufs Schiff zu gehen, hat er sich drei Tage lang in meiner Taverne versteckt.«

Sie stemmte die Arme in die Hüfte, schnalzte ungeduldig mit der Zunge, offenbar ein Zeichen, dass Raimundus Lull nach diesen drei Tagen die Taverne nicht freiwillig verlassen hatte und dass sie auch Giuditta gewaltsam vertreiben würde. Ehe die Wirtin aber etwas sagen konnte, ertönte ein panischer Schrei, gefolgt von den Worten: »Lass mich! Lass mich in Frieden!«

Giuditta zuckte zusammen, die Wirtin verdrehte die Augen. Der Schrei schwoll an, klang spitz, hoch und verzweifelt.

»Was ... was geschieht da?«, fragte Giuditta, drehte sich um, sah nirgendwo eine schreiende Frau.

»So geht es schon seit einer Weile.« Die Wirtin deutete auf eine Lagerhalle. »Ein Mann und eine Frau haben sich dorthin zurückgezogen, und da sie ihm freiwillig folgte, ist's allein ihre Schuld, was er dort mit ihr anstellt.«

Obwohl die fremde Frau mittlerweile lauthals um Hilfe schrie, wandte sich die Wirtin ab und verschwand im Inneren der Taverne. Giuditta stand für einige Augenblicke wie erstarrt. Sie konnte nicht heimgehen, ohne Ianus gefunden zu haben, und sie konnte nicht davonlaufen, ohne der unbekanntem Frau geholfen zu haben. Die Welt, in der sie aufgewachsen war, war eine winzig kleine – aber ihr Herz war groß, viel zu groß. Ebenso wie ihre Angst, und dennoch betrat sie wenig später die Lagerhalle. Im trüben Licht konnte sie nur Konturen erkennen – von einer Frau, die an der Wand lehnte, und von einem Mann, der mit

der einen Hand ihre Brüste knetete, während er mit der anderen danach trachtete, ihr Kleid hochzuziehen. Giuditta blickte sich nach einer Waffe um. Mit diesem Tau dort könnte sie den Mann erwürgen, aber dafür fehlte ihr wohl die Kraft. Mit jenem Fass da könnte sie ihn erschlagen, aber dafür müsste sie es erst einmal hochbekommen. Und der alte, rostige Anker war erst recht zu schwer. Nur dieses Holzbrett, das sich aus der Wand gelöst und so lange in einer Pfütze gelegen hatte, dass Algen und Muscheln an ihm klebten, konnte sie hochheben. Sie umklammerte es, stürzte auf den Mann zu, schlug auf seinen Kopf – zumindest hoffte sie, dass sie seinen getroffen hatte, nicht versehentlich den der Frau. Dass weiterhin deren Schreien erklang, war allerdings ein gutes Zeichen, und so wagte Giuditta, ihre Augen wieder zu öffnen, die sie unwillkürlich geschlossen hatte, und trat gerade noch rechtzeitig zurück, ehe der Mann ohnmächtig auf sie sank.

»Ist er ... ist er tot?«, fragte sie entsetzt, sobald er polternd zu Boden gegangen war.

Dem panischen Geschrei folgte ein ungläubiges Lachen, während Giuditta die Vorstellung, wegen einer Todsünde in die Hölle zu kommen, gar nicht lustig fand. Entsetzt ließ sie das Brett fallen, und als dieses auf den Rücken des Mannes krachte, gab der immerhin ein Stöhnen von sich.

Das Lachen der Frau riss ab. Nun, da durch eine schmale Ritze Licht auf sie fiel, erkannte Giuditta, dass ihre Haare von einem dunklen Rotton waren und die Sommersprossen von einem etwas helleren. Sie gaben dem Gesicht etwas Fröhlich-Verschmitztes, obwohl die Augen – von einem strahlenderen Blau als das Dezembermeer – schreckgeweitet waren. Die Haut war glatt wie die eines Mädchens, doch die runden Hüften und Brüste bekundeten, dass sie der Kindheit längst entwachsen war.

Giuditta packte sie, stellte fest, dass die Hände so rau wie der

Stoff des Leinenkleides waren, das sie trug. »Los, wir müssen fort von hier!«, rief sie ihr zu.

»Du willst ihn einfach liegen lassen?« Die junge Frau sprach mit einem fremden Akzent, den Giuditta noch nie vernommen hatte.

»Er ... er hat es doch verdient«, rief Giuditta.

»Aber keine Frau hat es verdient, geschändet zu werden, und sobald er aus der Ohnmacht erwacht, wird er es bei einer anderen versuchen.« Die Frau bückte sich und nahm das Holzstück, an dem die Muscheln klebten.

»Du willst ihn totschiagen?«

»Nein, ich will ihn bewachen, bis du jemanden von der Credenza geholt hast. Falls er in der Zwischenzeit wieder zu sich kommt, versetze ich ihm einen neuen Schlag.«

Der Vorschlag leuchtete Giuditta ein, obwohl es ihr schwerfiel, sich abzuwenden. Sie war doch so neugierig, aus welchem Land die Fremde kam, und hatte außerdem so große Angst vor den Männern der Credenza – der Stadtwache –, und eigentlich sollte sie Ianus suchen! »Wie ... wie heißt du?«, stammelte sie.

»Babetje.«

»Babetje«, wiederholte Giuditta, doch aus ihrem Mund klangen die Silben ganz anders.

»Das ist ein flämischer Name«, fügte die junge Frau hinzu.

Giuditta kannte keine flämischen Namen, jedoch flämische Stoffe. Caterina meinte, es gäbe keine feinere Unterwäsche als die, die aus Gent und Brügge kam, und der Gedanke an sie und die Angst, die sie um den geliebten Hund ausstand, gab Giuditta genügend Mut, wieder ins Freie zu treten.

Prompt prasselten Lärm und Gerüche aufs Neue auf sie ein, und sie bekam den ein oder anderen Ellbogen in die Seite, doch anders als zuvor starrte sie nicht auf den Boden, reckte vielmehr ihr Kinn. Sie war nicht mehr das Mädchen, das zum ersten Mal

allein das Haus verließ. Sie war das Mädchen, das einen erwachsenen Mann niedergeschlagen hatte. Und weil sie nun mehr von ihrer Umgebung wahrnahm als zuvor, erkannte sie in der Menge ein vertrautes Gesicht.

»Raniero!«, rief sie.

Seit einiger Zeit war das der einzige männliche Name, der ihr regelmäßig über die Lippen kam – sah man von dem Jesu, des heiligen Georgs und Ianus' ab. Seit Lanfrancos Tod vor zwei Jahren – im Alter von sechzig Jahren hatte er es nicht länger als ehrenrührig angesehen, den Kampf gegen die Krankheit aufzugeben, die ihn erst mit trockenem, dann blutigem Husten geschlagen hatte – war sein ältester Sohn und Giudittas Halbbruder das Familienoberhaupt der Grimaldi, und als solches besuchte er dann und wann Caterina, um sich zu vergewissern, dass es sowohl ihr als auch dem kleinen Mädchen an nichts fehlte. Da Raniero nie lächelte, war Giuditta bis jetzt überzeugt gewesen, dass er einzig aus Pflichtgefühl so handelte. Erst jetzt, da er zwar immer noch nicht lächelte, sich in seiner Miene aber Erleichterung ausbreitete, ahnte sie, dass es mehr sein musste. Er stürzte auf sie, zog sie an sich. »Giuditta! Da bist du ja! Ich suche dich seit einer Ewigkeit!«

Raniero war wie alle Genuesen ein leidenschaftlicher Kaufmann, doch das, was ihn immer wieder sein Schiff besteigen ließ, war weniger die Gier nach Geld als die Sehnsucht nach Freiheit. Auf dem Meer fühlte er sich wohler als in den engen Gassen; dem heftigsten Sturm trotzte er lieber als den Zudringlichkeiten anderer Menschen. Auch nun, da er Giuditta fest an den Schultern gepackt hielt, sorgte er für genügend Abstand, damit ihr Körper, dünn und zart, den seinen, steif und ungelenk, nicht berührte.

»Ianus ...«

»Der Hund ist längst wieder aufgetaucht, du hingegen nicht,

weswegen Caterina ihre Dienerin zu mir geschickt hat. Du solltest nicht hier sein, schon gar nicht heute ... dieser dumpfe Knall, als würde ein Turm einstürzen ... wir wissen immer noch nicht, was das alles zu bedeuten hat ...« Sein Griff wurde fester. »Nun komm mit nach Hause!«

Er machte Anstalten, Giuditta hochzuheben, zögerte aber, als ihm aufging, dass sie dafür zu groß war, und das gab ihr Zeit, sich von ihm loszureißen und zu rufen: »Wir müssen doch zu Babetje! Der Mann, der ihr Gewalt angetan hat, muss bestraft werden!«

Raniero blickte sie verwirrt an, als sie von dem Erlebten berichtete. Wahrscheinlich verstand er kein Wort, doch als sie ihn an der Hand nahm und in Richtung der Lagerhalle zog, folgte er ihr.

Was wäre wohl aus der Familie Grimaldi geworden, wenn er sich widersetzt oder Giuditta Babetje gar nicht erst gerettet hätte? An dieser Stelle wäre es ein Leichtes gewesen, ein Zweiglein vor das Schicksalsrad zu werfen, sodass es ins Stocken geraten würde. Doch es drehte und drehte sich, Giuditta und Raniero betraten die Lagerhalle, und in dieser lag kein ohnmächtiger Mann mehr. Nein, er hatte sich erhoben, wankte zwar noch etwas, aber schaffte es trotzdem, eine schwere Truhe hochzustemmen. Und Babetje hielt nicht länger das Holzbrett mit den Muscheln, um ihn notfalls niederzustrecken – sie half ihm dabei.

»Warum, zum Teufel, hast du nicht verhindert, dass das Mädchen mich fast totschießt?«, schimpfte der Mann.

»Ich hab's eben nicht kommen sehen, du doch auch nicht!«, entgegnete Babetje. »Wenn eine Frau um Hilfe schreit, gehen für gewöhnlich alle schnell weiter, was bedeutet, dass wir hier unsere Ruhe gehabt hätten. Das Mädchen aber ...«

»Und wenn es mit den Männern der Credenza wiederkommt?«

»Bis eben wusste ich nicht mal, warum genau du diese fürchtest. Du hättest mich früher in deine Pläne einweihen müssen.«

Der Mann grummelte Unverständliches. Als er mit der Kiste auf den Ausgang der Lagerhalle zutrat, konnte Giuditta erkennen, was sich darin befand – Armbrustbolzen, Katapultgeschosse, Steinschleudern, Brandpfeile. Und dann waren da noch Stoffe, wenn auch nicht die viel gerühmten flämischen, aus denen Carterinas Unterwäsche bestand, nein, dicke Filzabdeckungen, die man in Essig tränkte, um den Angriff eines Feindes abzuwehren.

Es war das erste Mal, dass Giuditta Waffen sah. Es war auch das erste Mal, dass sie Bekanntschaft mit Lüge und Betrug machte. Fassungslos blickte sie Babetje an und konnte nicht glauben, dass diese Frau nicht ein Opfer dieses Mannes war, sondern gemeinsame Sache mit ihm machte.

Raniero starrte ebenfalls fassungslos auf Babetje, die so selbstbewusst schien, so stark. Ihre Haare hatten sich etwas gekräuselt, ihre Sommersprossen wirkten im Tageslicht noch neckischer, und ihr Mund war so herzförmig wie der Ansatz ihrer Brüste. Es war das erste Mal, dass Raniero Grimaldi Bekanntschaft mit der Liebe machte.



Just zu der Stunde, als Raniero Babetje zum ersten Mal sah, schluckte sein Vetter Francesco Grimaldi widerwillig ein Stück Zuckerbrot mit Pinienkernen.

Francesco wurde von allen zwar Franceschino genannt – den Kosenamen hatte ihm seine Mutter gegeben, und er war ihn nie losgeworden –, doch da er diesen noch mehr hasste als Süßes, soll er in dieser Geschichte Francesco heißen. Anders als sein Vetter Raniero kannte Francesco die Liebe bereits, genau genommen

seit vier Jahren. So lange war er bereits mit Aurelia del Carretto verheiratet.

Doch es war nicht Aurelia del Carretto, die Francesco Grimaldi liebte. Tatsächlich hat wohl kein Mann Aurelia je geliebt. Caterina meinte oft, dass sie mit jedem Jahr mehr einer aufgequollenen Pflaume glich, in deren Fruchtfleisch jede Menge Würmer hockten. Trotzdem hatte Francesco sie heiraten müssen, denn Aurelia del Carretto war nicht nur eine aufgequollene Pflaume, sie war auch die Ehefrau von Lanfranco Grimaldi gewesen, und der hatte auf seinem Totenbett bestimmt, dass seine Witwe einen Mann aus der Familie heiraten möge.

Francesco war zu diesem Zeitpunkt der einzig Ledige. Dass er außerdem fast zwanzig Jahre jünger als Aurelia war und ihr Sohn hätte sein können, zählte für Lanfranco nicht und für Francesco zu wenig, um sich seinem letzten Willen zu widersetzen. Als Grimaldi tat man, was der Familie nutzte und was ihr Oberhaupt befahl – dieses Gesetz war so unerschütterlich wie die Tatsache, dass jeder Mensch irgendwann dem Tod begegnet.

Kein Gesetz, eher Zufall oder eine Laune des Schicksals war es, dass Francesco am Tag seiner Hochzeit zwar mit mürrischem Gesicht die Kirche betrat, dass sich aber, just als er sein Ehegelübde sprach, seine Miene aufhellte. In diesem Augenblick war nämlich sein Blick auf Andriola Grillo, die alle Ana nannten, gefallen – eine Verwandte von Aurelia, die der Trauung beiwohnte –, und die Liebe vertrieb mit ihrer Süße die Bitterkeit aus seinem Herzen.

Süß waren auch die getrockneten Orangen, nach denen Francesco eben griff. Sie waren ihm genauso zuwider wie das Zuckerbrot – beides waren in seinen Augen Speisen, die Männer nur dann zu sich nahmen, wenn sie bartlose Jünglinge oder zahnlose Greise waren –, doch er wollte sich bei Serafina, der Köchin, die Anas Familie diente, einschmeicheln.

»Es schmeckt köstlich!«, log er über seinen Ekel hinweg. »Du bist die beste Zuckerbäckerin Genuas!«

»Ihr übertreibt maßlos!«, sagte sie errötend und schlug ihm spielerisch auf die Finger.

»Wirklich!«

Sie wehrte das Kompliment nicht länger ab und nahm wenig später auch gerne den Golddukaten entgegen, den Francesco ihr wie so oft heimlich zusteckte. Serafina gab das Gold nicht für sich aus, nein, sie schmolz es und strich es hauchdünn auf ihr gerühmtes Konfekt, das solcherart glänzte, als habe man es mit Butter beträufelt, jedoch nicht ranzig wurde. Noch lieber als das Konfekt betrachtete Serafina Francesco, wurde der doch nicht zu Unrecht für den bestaussehenden Mann Genuas gehalten. Seine Wangen waren immer glatt rasiert, der schmale, dunkle Bart über den Lippen war hauchdünn und gerade, das gleichfalls dunkle Haupthaar fiel in weichen Locken in seine hohe Stirn.

»Nun gut, dann geht eben zu ihr«, sagte Serafina und schon stieg Francesco von der Küche aus jene Treppe hoch, die für gewöhnlich nur die Dienstboten nutzten, um Ana das Essen zu bringen. Viel war es nicht. Ana Grillo aß niemals Konfekt, bestenfalls Brot und Wasser, manchmal überhaupt nur ein Blatt Kohl. Der heilige Macarius hatte sich von nichts anderem als diesem ernährt – und gerüchteweise hatte es auch die heilige Clara von Assisi in den letzten Jahren ihres Lebens so gehalten. Dieser wollte Ana unbedingt nacheifern, weswegen sie nicht nur sehr wenig aß, sondern sehr viel betete. Als Francesco ihr Gemach betrat, kniete sie gerade auf dem Betstuhl – das größte Möbelstück im Raum. Alle Truhen mit kostbarer Kleidung hatte sie verbannt, und statt eines Bettes hatte sie sich einen Strohsack ausbedungen. Immerhin brannten auf dem Tischchen vor dem Betstuhl duftende Bienenwachskerzen, nicht das billigere und grässlich stinkende Fischöl. Außerdem standen dort das Bild-

nis der allerseligsten Jungfrau und eine winzige Schatulle, in der eine Reliquie aufbewahrt wurde. Zumindest war Ana felsenfest davon überzeugt, dass sich in der Schatulle der rechte Ringfinger des heiligen Johannes befand. Francesco glaubte, dass es höchstens ein Fingernagel wäre und der wahrscheinlich von der Hand eines Fischweibs stammte, aber das sagte er nie laut.

Auch jetzt sagte er nichts, räusperte sich nur, sodass Ana herumfuhr. Ihr Leib war noch schmaler und zarter als bei seinem letzten Besuch, das Gesicht knöchriger. Bei seinem Anblick errötete sie, und ihr Atem beschleunigte sich. Und wenn sie noch so viele Kohlblätter aß und zu noch so vielen Fingernägeln betete – größer als ihr Glaube war ihre Schwäche für ihn.

»Francesco«, sagte sie mit erstickter Stimme, »du sollst doch nicht mehr zu mir kommen!«

»Warum nicht? Bald wirst du im Kloster leben, was bedeutet, dass ich dich nicht mehr sehen kann. Ich weiß nicht, wie ich das überleben soll ... ich kann nur darauf hoffen, dass im Kloster eine Schwester lebt, die ich mit Serafinas Konfekt bestechen kann.«

»Die Nonnen haben ihren fleischlichen Gelüsten abgeschworen.«

»Hast du mir nicht einmal gesagt, dass alle Menschen Sünder sind?«

Sie seufzte. »Gewiss«, murmelte sie, »ich bin auf jeden Fall eine Sünderin ... sonst hätte ich längst nach meinen Brüdern gerufen, damit sie dich aus dem Haus jagen. Allerdings muss ich dich davor bewahren, dass sie dich aus dem Fenster stürzen.«

Francesco kam gehetzten Schrittes auf sie zu. »Oh, mit zertrümmerten Gliedern auf der Straße zu liegen, wäre mir das willkommenere Los als das, das du mir auserkoren hast.«

»Ach, Franceschino ...«, stieß sie noch erstickter aus. Sie war die Einzige, die ihn so nennen durfte, ohne dass er verärgert

war. Von Ana hätte er sich sogar den Namen Spinola oder Doria geben lassen, obwohl das die Erzfeinde der Grimaldi waren. »Selbst wenn ich nicht in den Orden der Klarissinnen eintreten würde ... du bist verheiratet.«

»Meine Frau ist alt. Wer weiß, vielleicht liegt sie eines Tages mit zertrümmerten Gliedern auf der Straße.« Er grinste schief.

»Francesco!«, rief Ana empört.

Das Grinsen schwand. »Ich verspreche dir, dass ich Aurelia nicht töten werde. Aber wenn du tatsächlich ins Kloster gehst, werde ich ein Pirat, der ruhelos über die Meere zieht und die Besatzung reicher Schiffe meuchelt.«

»Das würdest du nicht tun!« Das verräterische Rot auf ihren Wangen verstärkte sich. »Du bist ein ehrenwerter Bürger Genuas!«

»Das waren andere auch – und es hat sie nicht davon abgehalten, zu den gefährlichsten Freibeutern zu werden, die das Mittelmeer je kannte!«

Ana erschauerte. »Einst hat man drei von ihnen vor den Podestà, den Statthalter Genuas, gebracht, und der hat sie dazu verurteilt, dass man ihnen die Hände abhackt.«

Er nahm die ihren, hauchte einen Kuss darauf, genoss ihr Schaudern. »Es heißt, dass die jungen Frauen, die die Piraten liebten, den Podestà anflehten, ihnen die Hände zu lassen. Eine hat ihm sogar ihre Jungfräulichkeit angeboten, doch der Podestà blieb hart. Würdest du für mich auch so weit gehen?«

Sie entzog ihm ihre Hand. »Es ist abscheulich, so etwas auch nur zu denken.«

»Ach, meiner Unversehrtheit würdest du deine Jungfräulichkeit also nicht opfern, jedoch dem siechen Gott, der seit Jahrhunderten am Kreuz vermodert, ohne dass die Welt eine bessere geworden ist?«

»Francesco, du lästerst Gott!«

»Dann erklär mir, warum du an ihn glaubst!«

Sie senkte ihren Blick. »Ich ... ich kann es nicht erklären. Es ist keine Sache des Verstandes, es ist eine Sache des Herzens. Gott ist die Stille. Und seit ich denken kann, liebe ich die Stille. Auch das Einfache, das Karge, das Saubere. Genua war mir immer zu groß, zu laut, zu unheimlich.«

»Ich bin auch groß, laut, unheimlich, und doch liebst du mich.«

Anas Unterlippe zitterte, aber entschlossen biss sie darauf. Obwohl Tränen darin schimmerten, wirkte der Blick ihrer blauen Augen stahlhart, als er sich wieder auf ihn richtete. »Das ... das redest du dir ein. Ich wollte nie etwas anderes als Nonne werden.«

Francesco stampfte auf. »Mir wirfst du vor, ich lästere Gott – dabei bist du es, die das Leben lästert, indem du davor fliehen willst ... und indem du mich stets zurückweist.« Nun standen weder Spott noch Begeisterung in seinen Augen, nur blanke Wut. So war es immer. Mit neun von zehn Sätzen beschwor er seine Liebe, mit dem zehnten seinen Hass – doch ausgerechnet damit bewies er seine Liebe am meisten.

Ana rang nach einer Entgegnung, doch ehe ihr eine einfiel, zerriss ein ohrenbetäubender Knall die quälende Stille – ähnlich jenem, der vor Kurzem den Hund Ianus aus dem Haus vertrieben hatte –, nur dass er lauter war und die Wände erzittern ließ. Eine der Bienenwachskerzen fiel um, erlosch, und kurz blickte Francesco nur verdattert auf den hochsteigenden Rauchfaden, ehe er sich fasste und zum Fenster stürzte.

»Was ... was geht hier vor?«

Ana versteckte sich sicherheitshalber hinter ihrem Betstuhl, doch Francesco warf einen Blick auf die Straße. »Da ... da sind plötzlich so viele Männer ... und, du lieber Himmel! Sie sind alle bewaffnet! Sie können doch nicht ... sie wollen doch nicht ...«

Er brach ab, nur um wenig später entsetzt zu schreien: »Es sind Männer der Familien Spinola und Doria – und sie metzeln alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellt.«

In den Ohren eines Fremden mochten diese Worte nicht viel Sinn machen – Ana aber, die Genua bislang nie verlassen hatte, wusste sie sofort zu deuten. Die Familien Spinola und Doria waren Erzfeinde der Grimaldi.

Francesco konnte kaum mehr ganze Sätze sprechen. »Raniero suchen... die Grimaldi zusammenrufen... scheinbar ein Aufstand... verhindern... oh, hoffentlich komme ich nicht zu spät...«

Als er die Treppe nach unten nehmen wollte, stellte sich Ana ihm in den Weg, umarmte ihn, hauchte ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Gib auf dich acht.«

Sein Lächeln wirkte verloren, aber immerhin konnte er wieder in ganzen Sätzen sprechen. »Gut möglich, dass ich heute nicht nur meine Hände, sondern auch mein Leben lassen muss – ebenso wie meine Seele. Mein Herz aber kann ich nicht mehr verlieren – es gehört dir längst, und wenn du es mir noch so oft zurück vor die Füße wirfst.«



Raniero Grimaldi, der vor Babetje in der Lagerhalle stand, wusste noch nichts von den heftigen Kämpfen, die auf den Straßen losgebrochen waren. Doch dafür wusste er mit einem Mal alles über die Liebe.

Er, der anhand der Farbe des Meeres ein drohendes Unwetter vorhersagen, jedoch nicht in den Mienen von Menschen lesen konnte, musste die von Babetje nicht lang und angestrengt ergründen. Er sah sie an und erkannte sie. Sie war kein schüchternes Mädchen, sie war eine mutige Frau, von jener Schönheit, die weder Samt noch Tand bedurfte, um zu erblühen. Die ihren



Catherine Aurel

GRIMALDI Der Fluch des Felsens

Historischer Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-328-10168-0

Penguin

Erscheinungstermin: März 2018

Ihr Aufstieg: vorherbestimmt. Ihre Liebe: stark wie ein Felsen. Ihre Geschichte: eine Legende.

Genua im 13. Jahrhundert: Raniero, der Erbe der reichen Familie Grimaldi, verliebt sich unsterblich in die schöne Babetje. Als die Grimaldi nach einem blutigen Umsturz aus der Stadt verbannt werden, opfert er sein Glück für die Zukunft seiner Familie und heiratet die Tochter eines Verbündeten. Mit Erfolg: Die Grimaldi erobern den Felsen von Monaco — ihre neue Heimat. Doch um die Macht zu wahren, begeht Raniero eine grausame Tat. Wie durch einen Fluch brechen fortan brutale Schlachten, perfide Intrigen und gnadenlose Schicksalsschläge über die Grimaldi herein. Der Kampf um das Fürstentum beginnt. Und um die Liebe.

 [Der Titel im Katalog](#)